

Zusammenhänge und Hintergründe : ohne differenzierte Beachtung islamischer Wertvorstellungen gibt es keine dauerhafte Neuordnung

Autor(en): **Gysling, Erich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **ASMZ : Sicherheit Schweiz : Allgemeine schweizerische Militärzeitschrift**

Band (Jahr): **157 (1991)**

Heft 5

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-61017>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zusammenhänge und Hintergründe

Ohne differenzierte Beachtung islamischer Wertvorstellungen gibt es keine dauerhafte Neuordnung

Der 42-Tage-Krieg war die gebündelte Reaktion von insgesamt 28 Staaten gegen den brutalen Völkerrechtsverstoss von seiten des irakischen Diktators Saddam Hussein, der in der Besetzung Kuwaits, der Unterjochung der ortsansässigen Bevölkerung und aus dem Anspruch bestand, anerkannte Grenzen zu verletzen.

Die den Krieg voraussetzende Allianz der 28 Staaten war Ausdruck einer sich eben herausbildenden Bereitschaft, die Führungsrolle der USA anzuerkennen. Die Rivalität der Su-

Erich Gysling

peremächte USA und Sowjetunion erschien zum Zeitpunkt der Irak/Kuwait-Krise wie ein Relikt aus vergangenen Zeiten. Die UdSSR hatte weder die Kraft noch den Willen, eine eigenständige Aussenpolitik in der schwierigen Nahost- und Golfregion zu betreiben. Das traditionelle Ausspielen der einst gegenläufigen Supermachtsinteressen durch Regierungen in Nahost, in der ganzen Dritten Welt, war vorbei. Die Supermachtsdiplomatie, die Abrüstungsbemühungen, die harmonisierte Politik in der UNO, die Annäherung hinsichtlich des zentralen Osteuropas, die Einebnung der früheren Interessengegensätze in der Deutschlandfrage, die mit all dem verbundenen wirtschaftlichen Komponenten hatten einen «point of no return» erreicht, den der irakische Diktator Saddam Hussein einfach nicht erkannte.

Angespornt von der Bush-Administration setzte die UNO dem Irak ein auf den 15. Januar befristetes Ultimatum für den Rückzug aus Kuwait. Wäre der Konflikt ausgeblieben, hätte Saddam Hussein sich in letzter Minute gefügt? Ich meine: nur für eine Übergangsfrist. Denn die USA und die mit Washington verbündeten Staaten verfolgten bei ihrer Eindämmungsstrategie gegenüber Bagdad eine doppelte Prioritätenordnung: Räumung Kuwaits (das war die offizielle Forderung, das vordergründige Kriegsziel) und Zerstörung des irakischen Militärpotentials. Die zweite Zielsetzung wurde in mehreren Hauptstädten des Westens in eine Grauzone des eher

Nebensächlichen verdrängt – aber sie bekam im Verlauf des eigentlichen Konflikts mehr und mehr Gewicht. Gerechtfertigt wurde die erst noch vage, dann deutlicher hervortretende Zielsetzung durch das Argument, Saddam Hussein verfüge über ein grauenvolles Potential von chemischen Waffen, und er sei auf dem besten aller schlechten Wege, sich darüber hinaus auch noch die Atomwaffe zu beschaffen.

Irak sollte als potentielle Regionalmacht ausgeschaltet werden, das war letzten Endes das Ziel der alliierten Angriffe. Es gab Gründe für die entsprechende Strategie.

Irak bedrohte seit dem Ende der 70er Jahre in periodischen Abständen seine Nachbarn. Gegen Iran entfesselte Irak 1980 einen Krieg, der acht Jahre dauern und mindestens 800 000 Todesopfer fordern sollte. Die Grenzen Kuwaits anerkannte Irak nicht – obgleich Bagdad mit dem Emir von Kuwait seit der Unabhängigkeit des ölreichen Kleinstaates diplomatische Beziehungen unterhielt. Die Grenzen mit Saudi-Arabien wurden, zumindest theoretisch, in der irakischen Rhetorik ebenso labilisiert – weil sie ja im gleichen britischen Entwurf gezogen worden waren (1922), wie jene zwischen Irak und Kuwait. Kam hinzu, dass das baathistische, republikanische Regime Iraks eine ideologische Gegnerschaft zu den monarchistischen Nachbarn zu erkennen glaubte (wobei man den Wert der Ideologie im modernen Nahen Osten sehr relativieren sollte), dass der von Aflaq und Bitar begründete Baath sich den Sturz der feudalistisch abgesicherten Regime auf sein Banner geschrieben hatte.

Iraks Anspruch, als regionale Macht Anerkennung zu finden, spielte

in den Vorstufen des Konflikts eine wesentliche Rolle. Irak forderte einen nutzbaren Zugang zum Meer – die 50 Küstenmeilen nördlich von Kuwait boten keine Möglichkeit, einen Tiefseehafen zu bauen. Irak forderte ausserdem Respekt für seine panarabische Politik, für sein Engagement zugunsten der Revolutionäre und der angeblich dank Bagdads Politik hervorgetretenen Sozialreformer in der Region. Wobei auch den schnauzbärtigen Baathisten in der irakischen Hauptstadt dies eigentlich klar sein musste: Irak hatte sich in bezug auf die Sache der Araber, etwa in den Kriegen mit Israel, merkwürdig zurückgehalten. Irak hatte ausserdem Fraktionen innerhalb der PLO meistens nur dann unterstützt, wenn diese sich gegen den Erzrivalen Syrien stellten. Und im Innern hatte das angeblich sozialistische Baath-Regime doch relativ wenig für eine gerechte Verteilung des Ölreichtums getan. Wenige Familien dominierten, auch noch in den Jahren 1990/1991, die für die Binnenwirtschaft wichtigen Schlüsselbereiche (Bauwesen, Zementindustrie, Transport). Der Staat war als Auftraggeber wichtig, aber nicht als Unternehmer. Und in der Landwirtschaft gab es immer noch die krassen Gegensätze zwischen altüberkommenem Grossgrundbesitz (den es, gemäss Baath-Ideologie, eigentlich nicht mehr geben sollte) und dem kleinen und kollektiv bewirtschafteten Gut. Die Nachwirkungen der türkischen Landreformen prägten die Gewohnheiten auf dem Lande auch noch zum Zeitpunkt des von Saddam Hussein diktierten Sprungs nach rückwärts, beim Einmarsch Iraks in Kuwait und den für die Bagdader Führung doch wohl abschätzbaren Folgen.

Waren sie für den Herrscher Iraks ebenso voraussehbar wie für die Menschen im Westen? Ja und Nein. *Saddam Hussein glaubte im Sommer 1990 offenkundig an eine zumindest versteckte Interessengemeinschaft mit den USA.* In Irak wie in den Vereinigten Staaten gab es Wirtschaftskreise, welche eine Anhebung des Erdölpreises auf etwa 25 Dollar je Fass für wünschenswert hielten. In den USA spielte das komplexe Verhältnis von eigener Erdölindustrie, Verteilung und Konsum eine Rolle – im Irak war die Meinung vorherrschend, man könne durch eine Erhöhung des Ölpreises die Problematik der Schulden (Folge des Kriegs mit Iran) doch noch in den Griff bekommen. Die damalige amerikanische Botschafterin, April Glaspie, bestärkte durch ihr Gespräch vom 25. Juli den irakischen Diktator offenkundig in der Meinung, ein Schlag gegen Kuwait (das durch seine exzessiven Ölförderungen den Preis des Erd-

öls tatsächlich senkte) würde durch die USA nicht geahndet, sei möglicherweise sogar im beidseitigen Interesse – sofern dadurch Kuwait nicht in seinen Grundfesten erschüttert würde. Später, nach dem brutalen Totalschlag der Iraker gegen Kuwait, äusserte die Ex-Botschafterin (eine des Arabischen mächtige Berufsdiplomatin) in der New York Times, man hätte ja nicht erwartet, dass Saddam «all of Kuwait» nehmen würde.

Die heutige Wirklichkeit ist bekanntlich praktisch nie schwarz/ weiss. Saddam Hussein kann nicht aufgrund von Missverständnissen entschuldigt werden, die möglicherweise im Verlauf des Gesprächs mit der amerikanischen Diplomatin aufgekomen sind. Andererseits gab es von seiten der USA ein Interesse, die politischen und wirtschaftlichen Machtverhältnisse in der strategisch wichtigen Golfregion verstärkt mitprägen zu können. Dieses Interesse wurde schon unter Präsident Carter erkennbar – er war es, der eine politisch-wirtschaftlich-militärische Strategie für den Nahen Osten ausgearbeitet und die «Rapid Deployment Force» begründet hatte. In der Amtszeit Präsident Ronald Reagans verlagerte sich die amerikanische Nahost-Strategie nochmals in die Zone Israel-Libanon-Ägypten, dann aber erkannte man in Washington deutlich, dass das Zentrum des Ereignishaften und für den Westen Wesentlichen sich in die Golfregion verschob.

Was man dabei möglicherweise unterschätzte, war die Notwendigkeit, sich mit den fremden Wertvorstellungen der arabischen, islamisch geprägten und von Nationalismus mitgeformten Welt intensiver auseinanderzusetzen. Das tat man auch in jenem Moment nicht, da die «neue Weltordnung» erste Konturen anzunehmen begann.

Die Herausforderung für den Westen erschien nach dem überwältigenden Sieg über Saddam Hussein, nach dem 42-Tage-Krieg, verdächtig eindimensional: Der auch bei arabischen Politikern verhasste Diktator von Bagdad war besiegt, Kuwait und Saudi-Arabien riefen förmlich nach einem technologisch hochentwickelten und politisch motivierten Protektor. Ägypten, das letzten Endes wichtigste Land in Nahost, suchte noch mehr Harmonisierung mit der westlichen Supermacht und noch mehr Kredite (also letzten Endes Geschenke) aus Washington. Israel forderte zusätzliches amerikanisches Verständnis, weil es sich auch unter dem Hagel von Raketenangriffen aus Irak zurückgehalten hatte. Syrien besass Anspruch auf mehr Hilfe und Verständnis von seiten des Westens, weil es sich an der Koalition gegen Irak beteiligt hatte. Und Iran konnte, so meinte man in Teheran, auf ein gewisses Wohlwollen zählen, weil man sich im Konflikt wenigstens neutral verhalten hatte. Die Türkei, hilfsbedürftiges NATO-Mitglied, konnte schliesslich auf die Festigung der Stellung in der Allianz rechnen, weil Ankara den gegen Irak vorgehenden Alliierten jede nur denkbare Unterstützung verliehen hatte.

So gab es nach dem Ende des Krieges eine Menge von Anspruchstellern. Es gab parallel dazu die Massen von Menschen, welche sich von Saddam Husseins panarabischer Heldenrhetorik zweierlei versprochen hatten: Anteil am Erdölreichtum und Erfüllung nationaler Wunschträume. Zwischen den politischen Ambitionen der Regierungen und den Vorstellungen der Massen herrschten in manchen Ländern des Nahen Ostens nach dem Ende des Krieges bisweilen Abgründe. Einige Politiker versuchten, die Gegensätze durch eine Kurskorrektur zu mildern: In *Marokko* machte König Hassan der gewerkschaftlich dominierten und der muslimisch geprägten Opposition Zugeständnisse; in *Algerien* erklärte sich der Präsident offen zugunsten Saddam Husseins; in *Tunesien* erliess das Parlament eine Proklamation zugunsten Iraks; in *Libyen* steuerte Ghaddafi einen irak-freundlichen Mittelkurs; in *Ägypten* versuchten Demonstranten, das Regime zu einem Kurswechsel zu bewegen; in *Jordanien* deutete der König an, dass er seine Allianz mit Irak stärken wolle, auch nach der Niederlage; die *Palästinenser* steigerten sich in eine Saddam-

Gebrochener Kampfwille. Irakische Soldaten ergeben sich am 25. Februar den vorrückenden Saudis (Bild Keystone)



Hussein-Begeisterung förmlich hinein; im Jemen zeigten sich die Menschen zerrissen zwischen einer antisaudischen und einer pro-irakischen Stimmung. Iran schliesslich war innerlich hin und hergerissen zwischen der Bewunderung für den Machtpolitiker, der den Westen herauszufordern wagte, und der Angst vor dem gleichen Mann, der seinerzeit (1980) die islamische Republik Iran attackiert hatte. Die Gegenseite wurde von Saudi-Arabien, Kuwait, den Arabischen Emiraten, allenfalls Oman verkörpert: Dort erkannte man die von Washington vorgeschlagene «neue Weltordnung» als Rettung vor der eher gewalttätig-anarchistischen Flut im Gefolge der Volksbegeisterung für Saddam Hussein und wünschte sich nichts sehnlicher, als eine Garantie für Ruhe, Ordnung und konstante Öleinnahmen.

Aus der Ferne erscheinen die beiden Lager (jenes mit sowohl islamistischer als auch nationalistischer Abschottungstendenz und jenes mit der ausgeprägten Neigung zum Schulterchluss mit dem Westen) extrem: Die «Radikalen» der ersten Gruppe sind für uns zumindest unbequem, die «Gemässigten» der anderen Gruppe aber laufen Gefahr, sich von der Identität der eigenen Gesellschaften zu distanzieren. Dass auch dies auf Dauer gefährlich sein kann, zeigen zwei Beispiele: Iran unter dem Schah (gestürzt im Jahre 1979) und Ägypten unter Anwar al-Sadat (ermordet 1981). Wenn eine «neue Weltordnung» Erfolg haben will, dann muss sie in gewissem Rahmen beiden Tendenzen Rechnung tragen und muss politisch mit Zurückhaltung praktiziert werden. Was praktisch heisst: Nicht jede vordergründig pro-westliche Stimmung und Strömung verdient Unterstützung, und nicht jede islamistische und nationalistische Tendenz muss mit Ablehnung geahndet werden. Die Respektierung der Wertvorstellung des islamisch geprägten Nahen Ostens muss Raum gewinnen können – vernachlässigt man dies, so wird die «neue Weltordnung» nichts anderes sein als eine Fussnote in der kurzlebigen, von Schlagzeilen geprägten Zeitgeschichte. ■

Desert Storm: Sieg nach Lehrbuch

Was die Koalition unter Führung von General Schwarzkopf im sechswöchigen Krieg, vor allem in den letzten 100 Stunden geleistet hat, wird als eine der grossen Taten in die Kriegsgeschichte eingehen. Ebenso die Tatsache, dass sich die amerikanische Militärdoktrin im Kampf glänzend bewährt hat.

Erste Erkenntnisse

Eine gründliche Analyse und Bewertung der verschiedenen Kampfphasen wäre wohl noch verfrüht, da sie sich zu stark nur auf Berichte von Reportern und offizielle Briefings ab-

David Eshel
(übersetzt und bearbeitet durch
Oberst i GSt Ch. Ott)

stützen könnte. Einige wichtige Erkenntnisse sind jedoch bereits heute schon möglich:

a) Merkwürdiges Versagen der irakischen Armee

Die irakische Kriegsmaschinerie war offensichtlich nicht in der Lage, erfolgreich gegen die westlich ausgerüsteten Koalitionsstreitkräfte zu kämpfen. Diese Erfahrung zeigte sich schon 1973 im Kampf des irakischen Expeditionskorps gegen Israel.

Nach ihrem langen, aber erfolgreichen Kampf gegen Iran wurden die Irakis weltweit als harte, kampferprobte Soldaten beurteilt. 1990 wurde daher vor einer Unterschätzung dieser Armee gewarnt und erwartet, dass ihre Besiegung nur mit einem grossen Aufwand an Menschen und Material möglich sein werde.

Warum hat die irakische Armee trotzdem versagt? Die Antwort darauf ist in zwei Bereichen zu suchen:

- in den systematischen Bemühungen der Koalition zur *Schwächung* des irakischen Widerstandsgeistes und
- in der speziellen *Psyche* der irakischen Truppen.

b) Geschickte Anpassung der geltenden Militärdoktrin

Die Operationsplanung für «Desert Storm» basierte auf der seit zehn Jahren entwickelten US-Militärdoktrin. Sie war für einen Kampf gegen den WAPA entwickelt worden. Darin wurden berücksichtigt:

- die Erfahrungen im allzu defensiv geführten Vietnamkrieg;

– die von den Sowjets aufgrund des Yom-Kippur-Krieges drastisch geänderte Taktik des «Stosses in die Tiefe», welche schon der Sowjetmarschall Tuschashevsky in den dreissiger Jahren als erster im Sinne eines Blitzkrieges entworfen hatte.

Damit wollten die Sowjets mit beweglichen operativen Reserven erkannte Abwehrschwächen der NATO-Verteidigung in kühnen Offensivaktionen durchstossen, bevor der Gegner die Grenzverteidigung verstärkt hatte. Die neue «US Air-Land Battle»-Doktrin wurde in den Jahren 1982–1986 verfeinert.

c) Erfolgsrezept: Auftragstaktik und ständiger Angriffsgeist

Zum erstenmal propagierten die Amerikaner die Auftragstaktik, welche den Kommandanten *vermehrte Eigeninitiative* zusichert. Die «Air-Land Battle»-Doktrin rechnet damit, dass in Zukunft jene Macht obsiegt, welche sich die Initiative sichert und durch Stösse in die Tiefe den Gegner am Aufbau eines organisierten Abwehrkampfes hindert. Der eigene Angriff soll:

- eine Erholung des Feindes nach dem ersten Schock verhindern;
- unter Konzentration aller Kräfte und Mittel erfolgen;
- Wucht und Einsatzrisiko dosieren;
- die Schwachstellen des feindlichen Dispositivs rasch finden;
- sie durch flexible Kräfteumgliederung rasch ausnützen und so zu einem baldigen Erfolg führen.

d) Nützliche Vorarbeit der strategischen US-Feuerwehr

General Schwarzkopf plante nach der gültigen Militärdoktrin und berücksichtigte dabei die Vorarbeiten aus den frühen achtziger Jahren. Die «Rapid-Deployment Force» und später das «Central Command» hatten die operationellen und logistischen Aspekte studiert, falls eine rasche US-Reaktion gegen mögliche sowjetische Vorstösse aus Afghanistan auf die strategischen Öleserven im arabischen Golf *nötig* sein sollte.